

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 9. August 1821.

95

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbe und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über Wetterpropheten.

Von J. J. Littrow.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt ist die gesammte Meteorologie eine so zusammengesetzte, eine so verwickelte und verworrene Sache, daß es äußerst schwer, und jetzt noch beynahe unmöglich scheint, auch nur ein allgemeines Gesetz zu erblicken, aus welchem man nur mit einiger Verlässlichkeit auf die Witterung eines ganzen Landes in dem Laufe einiger Monate, ja selbst nur einiger Tage schließen könnte. Um sich davon recht lebhaft zu überzeugen, mache man nur den Versuch, seine Freunde in einer Umgegend von etwa zehn bis zwanzig Meilen um die Mittheilung der von ihnen zu verabredeten gleichen Zeiten beobachteten Witterungen ihrer Wohnorte zu ersuchen, und man wird bald sehen, was man wohl mit dem Gewirre von den widersprechendsten Nachrichten anfangen kann. Bode benützte die große Sonnenfinsterniß des 19. Novembers 1816 zu einem solchen Zwecke, und erhielt folgende Resultate:

Heiter und schön war es um Berlin, Paris, Dresden, Mayland, Ofen, Thorn, Wien, auf der Insel Rügen u. s. f.

Bedeckter Himmel war zu derselben Zeit um Leipzig, Petersburg, Hannover, Krakau, Hamburg, Augsburg, Wilna, Manheim, Göttingen, Kassel, Riga u. s. f.

Ganz trübe Witterung, Schnee, Hagel u. dgl. beobachtete man endlich in denselben Augenblicken in Königsberg, Kremsmünster, Breslau, Olmütz, Kopenhagen, Warschau, u. s. f.

Man versuche nun einmahl, auf einer Karte die Umgegenden der angezeigten Orte nach ihrer dreifachen Witterung durch dreyerley Farben zu bezeichnen, wo diese Sonnenfinsterniß entweder völlig, oder nur unvollständig, oder endlich ganz und gar nicht beobachtet werden konnte, und sehe dann das verworrene, bunte Gemählde etwas näher an, so wird man finden, daß es

einer vielfach gefleckten Marmorplatte gleicht, wo die drey Farben, also auch die drey von einander verschiedenen Witterungen so durch einander liegen, daß man jedes Bemühen, darin Ordnung und Regelmäßigkeit zu finden, gleich bey dem ersten Blicke für gänzlich frucht- und hoffnungslos erklären muß. Und doch würde sich keiner unserer allzeitfertigen Meteorologen entblödet haben, die Witterung für diesen Zeitpunkt aus ihren tief sinnigen Theorien zu entwickeln und vorherzusagen, da sie nicht ansehen, dasselbe sogar für den Lauf ganzer Jahre zu thun. Statt dieser vergebenen Bemühungen wird es daher besser seyn, mit Bode zu sagen, daß wahrscheinlich alle möglichen Witterungen, so wie alle möglichen Grade der Wärme und Kälte zu gleicher Zeit auf der Erde vorhanden, und auf das mannigfaltigste zerstreut sind. Nun aber faßt die Oberfläche der Erde über neun Millionen deutscher Quadratmeilen, und höchst wahrscheinlich herrscht im Durchschnitte von oft wenigen Quadratmeilen schon eine andere Witterung, eine andere Temperatur, was auch schon durch jedem von uns bekannte Erfahrungen in benachbarten Gegenden bestätigt wird. Wer kann es daher mit einiger gegründeter Hoffnung des Erfolges wagen, diesen Proteus zu fesseln, und die mannigfaltigen Gestalten, die er in einem großen Lande, in einem ganzen Jahre annehmen wird, in Voraus zu bestimmen, und endlich Dinge aus dem Einflusse der entfernten Planeten und Fixsterne auf unsere Erde abzuleiten, die viel wahrscheinlicher von chemischen Prozessen mancherley Art in unserer Atmosphäre sowohl, als auf und unter der Oberfläche unserer Erde selbst erzeugt werden.

Besonders, glaubt man, müssen die Eintritte der Viertel, und der Neu- und Vollmonde beträchtliche Veränderungen unserer Witterung nach sich ziehen. Dieser Glaube ist so allgemein verbreitet, und dabey so grundlos, daß diese beyden Eigenschaften in einem so hohen Grade mit einander verbunden, wohl nur selten mehr an irgend einem unserer vielen verjährten Vorurtheile anzutreffen seyn werden. Wenn man noch sagte, die Erdnähe und Erdferne des Mondes sey vorzüglich auf unsere Witterung wirksam, so hätte dieß doch einige Wahrscheinlichkeit für sich, da, wenn schon einmahl der Mond auf uns wirken muß, er gewiß dann am meisten wirken wird, wenn er uns am nächsten steht. Aber welchen vernünftigen Grund kann man wohl angeben, der die Phasen, die bloßen Lichtgestalten des Mondes mit unsern Witterungsveränderungen in irgend eine Verbindung brächte? Wenn eine solche Verwandtschaft zwischen diesen beyden Dingen in der That Statt hätte, müßte sie, um von theoretischen Spekulationen und unfruchtbaren Hypothesenkrämereien nicht zu sprechen, müßte sie denn nicht längst schon durch die Erfahrung bestätigt seyn? Aber da stehen sie, diese Wetterglasgucker, und ihre Zahl ist Legion, da stehen sie schon seit Jahrhunderten, und können aus ihren Bibliotheken von meteorologischen Beobachtungen noch immer keine wahrhaft bewiesene und unlängbare Relation zwischen jenen beyden Erscheinungen aufweisen. Wenn sie existirte, so müßte sie vorzüglich in den Tropenländern, zwischen den Wendekreisen, am merklichsten seyn, und gerade dort nimmt man auch nicht das geringste von einer solchen Verbindung wahr, indem sich in jenen Gegenden Wärme, Heiterkeit, Trockenheit, die im Laufe eines Jahres regelmäßige Regenzeit und die dort noch regelmäßigeren Passatwinde u. dgl. bloß nach der verschiedenen Höhe der Sonne im Mittag richten

ohne daß die verschiedene Entfernung des Mondes von der Erde, oder seine Stellung gegen die Sonne, seine Erleuchtung, im geringsten dabey in Betrachtung kömmt. Es mag immerhin nicht an Leuten fehlen, die da behaupten, aus ihren vieljährigen Beobachtungen solche Schlüsse gezogen zu haben, aber an denen fehlt es gewiß, die uns die Richtigkeit ihrer Schlüsse, wie man es mit andern Entdeckungen gewohnt ist, richtig beweisen können. Daß die meisten von ihnen redlich genug sind, uns nichts andichten zu wollen, was sie selbst nicht glauben, wollen wir, ihnen zu Liebe, schon aus allgemeiner Menschenliebe gern annehmen; aber wie es uns armen Menschenkindern wohl öfter geht, man kann mit aller Aufrichtigkeit gegen sich selbst an die Untersuchung gehen, sich's recht sauer werden lassen, Tag und Nacht studieren, und am Ende doch sich recht tief in den Irrthum hineinstudieren, ohne sich je wieder aus ihm heraus zu finden. Denn bey so vagen Spekulationen, denen keine feste Unterlage zu Grunde liegt, deren Wahrheit oder Falschheit sich weder messen, noch wägen, noch an dem Probierstein der Rechentafel abreiben läßt, bilden sich gewöhnlich im Verfolg der Arbeit fixe Ideen, die, je länger man sie ansteht, desto mehr aus dem Hintergrunde des übrigen verworrenen Chaos hervortreten, und wenn endlich das ermüdete Auge alle Gegenstände vor sich schwimmen sieht, auch den Unbefangenen fesseln und ergreifen, bis er auf allen Seiten von dem eitlen Gebilde seiner eigenen Einbildungskraft umschlungen, wie ein Träumender Gespenster sieht, und Dinge mit einander verbindet, die himmelweit von einander verschieden sind. Es muß sehr schwer seyn, bey meteorologischen Untersuchungen von dieser Krankheit sich frey zu halten, weil beynahe alle, die der Sache näher treten, von ihr ergriffen werden. An Beyspielen, die man hier anziehen könnte, würde es nicht fehlen, aber da sie ohnehin bekannt genug sind, so sey es mir erlaubt, hier eine Stelle aus dem Monthly Magazin, 1817, April, von einem andern Meteorologen, anzuführen, der, wie es scheint, etwas stärkere Nerven bekommen, und sich von jener Krankheit frey erhalten hat:

„Ihr Korrespondent J. W. glaubt in seinen Bemerkungen über Witterungsveränderungen bey den Mondwechseln, bey dem Neu- und Vollmond, daß man eine deutliche Verschiedenheit der Witterung vier Tage vor dem Neumond beobachte. — Ich habe seit zwanzig bis dreyßig Jahren jeden Tag die Witterung genau beobachtet, vier oder fünf Jahre in Middlesex, zehn in Warwick, und eben so lange in Newbury; und ich nehme es auf mich, bestimmt zu behaupten, daß jene Wahrnehmung durchaus grundlos ist, und daß keine besondere, oder auch nur irgend eine bestimmte Veränderung des Wetters weder bey dem Neu- noch bey dem Vollmonde, noch bey irgend einer andern Mondesphase Statt habe. Alle astronomischen, astrologischen oder philosophischen Reflexionen über dieses Kapitel sind daher ganz nichtig und bloß eingebildet *).“

*) „Your correspondent J. W. in his remarks on the supposed changes of the weather at the periods of the change of the moon, or at the new and full moon, thinks, that there is a visible alteration to be observed four days before the new moon. — I have kept a daily account of the weather for between twenty and thirty years; about four or five in Middlesex, ten in Warwick, and as long in Newbury; and I take upon me positively to assert, that the notion

Wenn es also mit den so gerühmten, so oft bewiesenen, und noch öfter auf Gerathewohl geglaubten Einflüssen des Mondes, oder doch, was für uns auf dasselbe führt, mit unsern Kenntnissen dieser Einflüsse so viel als gar nichts ist, so wird man doch eine andere nicht minder allgemein geglaubte Einwirkung des Mondes zugeben müssen, nämlich diejenige, welche der Mond auf das Wachsthum der Pflanzen, und auf das Leben der Thiere und Menschen, besonders in ihren Krankheiten auf eine bisher beynah unbezweifelte Art äußern soll.

Da wir es hier nicht mehr mit einem bloßen Wahn des gemeinen Mannes, sondern mit den Ärzten zu thun bekommen, deren viele der vorzüglichsten sich für dieselbe Meinung erklären, ich aber kein Arzt bin, und mit ihnen auch ferner noch, meines eigenen Wohles wegen, in gutem Einverständniß bleiben möchte, so mag es mir bloß gegönnt seyn, hier anzuführen, was einer der berühmtesten Ärzte Deutschlands und zugleich einer der ersten Astronomen nicht nur unserer, sondern vielleicht aller Zeiten, was Olbers über denselben Gegenstand bey Gelegenheit einer im Bremischen Museum von ihm gehaltenen Rede gesagt hat.

Es fehlt allerdings nicht an Erscheinungen, selbst bey gesunden Menschen, die in der Dauer ihrer Perioden mit den Umlaufzeiten des Mondes übereintreffen, aber diese Erscheinungen haben erstens nur beyläufig Statt, und sie sind zweytens so zufällig, und endlich drittens so oft von Erscheinungen ganz entgegengesetzter Art verdrängt, daß sie keinesweges hinreichen, eine gewisse und bestimmte Einwirkung des Mondes zu beweisen, so daß auch hier wieder das meiste auf vorgefaßten Meinungen, auf Wahn und Vorurtheil zu beruhen scheint. So will Sanktorius gefunden haben, daß der gesunde Mensch jeden Monath hindurch gegen zwey Pfund an Gewicht zu-, und gegen Ende des Monaths wieder eben so viel abnehme. So sollen, wie schon der römische Dichter Lucilius anführte und seitdem ihm so oft nachgebethet wurde, die Krebse, Auster und andere Schalthiere bey zunehmendem Mond fetter und voller als bey abnehmendem seyn. So soll der Same besser keimen, die Pflanze schneller wachsen bey zunehmendem, als bey abnehmendem Mond. So sollen, wie der berühmte Reil versichert, neugeborne Kinder bey zunehmendem Monde unruhiger schlafen, als bey abnehmendem, und was dergleichen mehr ist, das alles, von einem Unbefangenen geprüft, als gänzlich unstatthaft verworfen, und in dieselbe Kategorie mit den schon längst aus unsern Bauernkalendern verwiesenen Vorschriften gehört, nach welchen man sich bey dem Haar- und Nägelschneiden, bey dem Aderlassen u. s. f. ebenfalls an den dabey mächtig einwirkenden Mond halten soll.

Kurz von einer besonderen Einwirkung des Mondes und vorzüglich seiner Lichtgestalten auf den thierischen Magnetismus ist durchaus, nach Olbers, nichts durch Erfahrung erwiesen. „Ob ich aber,“ fährt er fort, „gleich mit Wahrheit versichern kann, daß ich bey meiner langjährigen Beobachtung von Kranken und Krankheiten, immer aufmerksam auf diesen Gegenstand, durch-

is entirely groundless, and that there is no favourable change, nor any change of weather, at the new or full moon more, than at any other time. All astronomical, astrological or philosophical reflections on the subject are therefore idle and imaginary.”

aus nichts von einer Relation irgend einer Krankheit, ihrer Systeme, oder der Wirkung der in ihr angewandten Heilmittel zum Laufe des Mondes, namentlich nichts von einem Einflusse der Mondphasen, auf Wurmzufälle, Balggeschwülste, Wassersuchten, selbst nicht auf epileptische und andere Nervenkrankheiten habe wahrnehmen können, so möchte ich doch nicht gegen so viele ältere Beobachter gänzlich läugnen, daß der verschiedene Stand des Mondes gegen die Sonne in einigen seltenen Fällen auf Kranke Menschen einigen Einfluß haben könne. Unter allen Werkzeugen, die wir anwenden können, sonst unbemerkliche Agenzien in der Natur zu erkennen, sind, wie Laplace mit Recht bemerkt: die Nerven die allerempfindlichsten, vorzüglich wenn ihre Reizbarkeit durch einen krankhaften Zustand erhöht ist. Nur durch die Nerven hat man die schwache Elektrizität entdeckt, die sich bey der Berührung zweyer heterogener Metalle entwickelt, und die nachher unter dem Nahmen des Galvanismus für Chemiker und Physiker so wichtig geworden ist. So konnte also auch die krankhaft vermehrte Empfindlichkeit der Nerven vielleicht zu weilen Einflüsse des verschiedenen Standes der Sonne und des Mondes gegen einander in Nervenkrankheiten anzeigen, so schwach und unbedeutend diese auch seyn mögen. Daher mag es rühren, daß manche, besonders ältere Ärzte, in einigen Fällen einen Bezug der Mondphasen auf epileptische Paroxysmen und auf periodische Anfälle einer gewissen Art von Wahnsinn bemerkt haben, so daß man auch die damit behafteten Kranken Mondsüchtige zu nennen pflegte. Aber gar vieles von diesen sogenannten Erfahrungen ist nichts, als das Produkt vorgefaßter Meinungen, oder einer zu regen Phantasie, die oft Dinge mit einander, als zusammen gehörend verbindet, die in ganz und gar keinem Zusammenhange unter einander stehen, und die meistens ihre Erfinder selbst, wenn sie nur Geduld oder Gelegenheit genug gehabt hätten, ihre Beobachtungen fortzusetzen, durch andere Erfahrungen ganz entgegengesetzter Art widerlegt gefunden hätten. Daher muß man die Schriftsteller, welche über die Einflüsse der Mondphasen auf Kranke so viel zu sagen wissen, mit gerechtem Mißtrauen, und mit bedachtsamem Zweifel lesen, weil es mit diesen angeblichen Einflüssen des Mondes gewöhnlich so geht, wie mit den Gespenstern, die man nur da sieht, wo man daran glaubt. Dieser Glaube an einen solchen Einfluß des Mondes auf Krankheiten kann nicht bloß den sonst wahrheitsliebenden Beobachter täuschen, daß er Relationen zu sehen meint, die wirklich nicht vorhanden sind, sondern wenn dieser Glaube auch auf den Kranken selbst übergegangen, so kann auch bey diesem die Phantasie, die Erwartung und die Furcht Erscheinungen erregen, an denen der Mond ganz und gar unschuldig ist. Nur der Phantasie und den durch sie aufgeregten Leidenschaften, muß man es zuschreiben, daß ehemals Sonnen- und Mondesfinsternisse so mächtig und verderbend auf Kranke und Nervenschwache eingewirkt haben, während jetzt, wo dieser Wahn bereits verschwunden ist, kein Arzt mehr darauf Bedacht nimmt, und kein Kranker mehr etwas davon empfindet."

(Die Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung.)

— Neulich hat sich das Publikum in der großen Oper eine Anzüglichkeit gegen Mourrit erlaubt, wie sie dann und wann wohl an Anfängern oder Debütanten, oder überhaupt an Schauspielern, denen man keinen Geschmack abgewinnen kann, verübt wird, der aber kein beliebter und älterer Künstler ausgesetzt zu seyn pflegt; man hat überlaut gelacht, als der Bauer im Rossignol, im Augenblicke, wo er den jungen Burschen (Mourrit) in der Laube erblickt, in gemachter Verwunderung ausruft: Ah, quel bel oiseau! Die Karrikatur, in welche die Extremitäten dieses Sängers ausgeartet sind, muß wirklich bis zu einem sehr hohen Grade mißfällig erscheinen, daß das Publikum gegen Mourrit, der seit beynahe dreißig Jahren die ersten Liebhaber singt (oder vielmehr schreyt, denn die wahren französischen Ohren wollen voll für's Geld haben), so sehr hat den Anstand verlesen können. In der That läßt sich schwerlich eine unförmlichere Figur denken, als die des genannten Schauspielers; sie gibt den Popanzgestalten der ehemaligen Kasperle (Donauweibchen), Zumio (Zauberzitter) u. s. w. in der That wenig oder gar nichts nach. Diesen Mann zittert die große Oper täglich zu verlieren, weil weder in Paris, noch überhaupt in ganz Frankreich, ein Subjekt vorhanden ist, dessen Lungen ihn zu ersetzen vermögen!

— Die auf die Geburtsfeier des Herzogs von Bordeaux verfertigten Stücke haben das Schicksal aller Gelegenheitsstücke gehabt, d. h. sie sind mit der Gelegenheit verschwunden. Besonders fruchtbar hat sich Hr. Théaulon gezeigt; er hat vier Produkte zur Welt gebracht, oder doch dabey geholfen. Schade nur, daß, wie gesagt, das liebe Gewürm gleich nach der Geburt wieder verschieden ist. Alles, sogar ihre Namen, sind vergessen. In einem dieser Stücke von Théaulon und Kompagnie (es war, wenn ich nicht irre, le Berceau de Jeanne Albert, welches auf dem ersten Théâtre François aufgeführt worden ist) fand sich ein recht hübscher Gedanke: die Mutter Heinrich IV. (Jeanne Albert) singt an der Wiege desselben: „Schlaf Kind, du bist ja noch nicht König (dors, mon enfant: tu n'es pas encor roi).“ Schade, daß der Doppelsinn, welcher in diesen Worten liegt, keine poetische Beruhigung gestattet; denn solten hier die Geschäfte eines Königs, oder die Gefahren, denen ein solcher ausgesetzt ist, als Verscheucher des Schlafes angedeutet werden? Nicht minder fühlbar macht sich der moralische und politische Anachronismus in diesen Worten. Bey Heinrichs Geburt regierte Heinrich II., welcher bereits vier Söhne hatte und selbst erst vier und vierzig Jahre alt war. Es bedurfte aller der besondern Umstände dieser Epoche in der Zeitgeschichte Frankreichs, daß Heinrich IV., nach völliger Erlöschung des Valois'schen Stammes, und nachdem zuvor in einem Zeitraume von sechs und dreißig Jahren (von 1553, wo er geboren ward, bis 1589, wo er zur Regierung kam) nicht allein vier regierende Könige (Heinrich II., Franz II., Carl IX. und Heinrich III.), sondern auch ihre sämtlichen männlichen Erben theils gestorben, theils zufällig oder durch Meuchelmord um's Leben gekommen waren, den Thron der Könige von Frankreich besteigen konnte. Vergessens würde Hr. Théaulon den Sinn jener Worte auf Heinrich IV. als künftigen König von Navarra beziehen wollen; im Stücke geschieht dieses Fürsten nur als einstigen Beherrschers von Frankreich Erwähnung. In einem andern dieser Gelegenheitsstücke sind mir noch folgende Verse aufgefallen, zu deren Erklärung angemerkt werden muß, daß der Prinz, Herzog von Bordeaux, am 29. Sept., also am Michaelistage, geboren worden ist:

St. Michel est un bon patron:
Jadis il chassa le démon,
Voilà qu'il nous envoie un ange.

— Ich habe schon in einer meiner vorigen Skizzen einer ungemein großen glänzenden Ausschnittshandlung gedacht, welche sich an der Ecke der Straße Montmorency (neben dem Palais Royal) etablirt und die Scene aus der Farce: *Le Coin de rue*, wo der Stuhlrechter Malassis (Tiercelin) die Obsthändlerinn (Mlle. Flore) zu überreden sucht, die tausend Franken, welche sie so eben in den Armen trägt, seyen vor ihrem Geliebten, dem Straßenausläufer, nicht, wie er es vorgebe, in der Lotterie gewonnen, sondern vielmehr gefunden worden, zum Schilde gewählt hat. Dieser Laden biothet durch den ungemeinen Reichthum und die Menge der darin hoch bis unter die Decke aufgethürmten Waaren, durch die höchst geschmackvolle Auslegung derselben, bey welcher auf Symmetrie in der Drapperie und auf Kontrast in den Farben die größte Sorgfalt verwandt ist, durch die Hunderte von Ellen Zeug, welche, als Symbol der Handlung, vor der ganzen Fronte des Hauses bis über den Entresol zu der ersten Etage hinauf, wie große Schiffstagen, wehen, durch den erwähnten vortreflich gemahlten Schild, und durch die Menge der Equipagen, in welchen die Käufer herbeystürmen, und der Gaffer, welche den Schild betrachten, einen ungemein reizenden Anblick dar. Kein deutscher Handelsmann hat eine Ahnung davon, welcher einen Scheinwerth ein Pariser Boutiquier durch Ausschmückung seines Ladens den in demselben zu verkaufenden Waaren zu geben vermag. Der Zulauf, welchen der *Coin de rue* hat, ist mehr als hinreichend gewesen, in einer andern, schon längst in derselben Straße bestehenden Handlung derselben Gattung, *le pauvre Diable*, den Brotneid rege zu machen; nicht allein läßt sich letztere täglich Duzende von Waarenballen (was darin ist, mag der wissen, der hineingesehen hat) vor's Haus fahren, und mehrere Hunderte von Etiquetten, auf welchen die Waaren nebst ihren Preisen in ellenhohen Buchstaben und Zahlen zu lesen sind (unter diesen sogar eine, welche Taschentücher für einen *Sous* ausbiethet) aushängen, sondern es steht auch auf einem besondern Zettel zu lesen, „daß in ihrem Laden nur gekaufte Waaren (des *marchandises achetées*) verkauft würden.“ Ich gestehe, daß es mich ein augenblickliches Nachsinnen gekostet hat, ehe ich begriffen habe, daß diese gekauften Waaren auf die geborgten anspielen sollen, welche der *pauvre Diable* in dem Laden des *Coin de rue* vermuthet, oder in der That vorhanden weiß.

— Ein hiesiges Journal hat vor einiger Zeit ein Mittel bekannt gemacht, welches im Stande seyn soll, den verwelkten Blumen ihre Frische wiederzugeben. Das Rezept ist folgendes: man legt die Blumen in Flußwasser, welches so eben zu kochen aufgehört hat und läßt sie darin, bis dasselbe kalt geworden ist. In wie fern dieses Mittel probat ist, kann ich nicht sagen, weil ich es nicht versucht habe. An sich möchte der Gegenstand auch überhaupt von keiner großen Wichtigkeit seyn. Liese sich aber die Wirksamkeit des Rezeptes erweisen, so möchte daraus für die thierische Physiologie die höchst wichtige analogische Folgerung zu ziehen seyn, daß es sicherere Mittel, als wir bis jetzt gekannt haben, geben müsse, scheinotode oder erstickte Menschen ebenfalls in's Leben zurückzurufen. Denn, wenn es möglich ist, den Organismus einer Pflanze wieder rege zu machen, warum sollte sich die Lebensthätigkeit in einem Menschen nicht herstellen lassen?

— Ich begeben mich nach dem Garten des Palais Royal, um daselbst einen Spaziergang zu machen, und trete in die Allee, welche neben der Galerie Montansier hinläuft. Eben befinde ich mich unter den Fenstern von Nr. 9, als plötzlich ein dumpfes, heftiges, fast brüllendes Gesaus unmittelbar über meinem Haupte die Luft durchschneidet. Ich habe nicht die Zeit, in die Höhe zu sehen; ein Mensch stürzt dicht vor meinen Füßen auf die Erde nieder. Grausender Schreck lähmt meine Glieder; ich sinke, fast bewusstlos, auf eine der steinernen Bänke an der Mauer nieder. Die Menschen laufen zusammen; man zieht Erkundigungen über das schreckliche Ereigniß ein; der Unglückliche hat im Spielsalon von Nr. 9 dreihundert Franken verspielt und sich dann in Verzweiflung aus dem Fenster gestürzt. Eine Handbreit weiter vorgeschritten, wäre ich von dem Herabfallenden erschlagen worden, ohne daß er selbst vielleicht sein eigenes Leben gerettet hätte. Der Verschmetterte stößt ein herzzerreißendes Geschrey über die Schurzgen

aus, welche er leidet; in weniger als drey Minuten ist sein Gesicht grün geworden, wie die Blätter über seinem Haupte. Eben ist man damit beschäftigt, ihn auf einer Tragbahre fortzuschaffen, da stürzt ein junges Weib, die Luft mit dem Getreisch der Verzweiflung erfüllend, herbei, reißt die Hülle von der Bahre und sinkt ohnmächtig auf den Sterbenden. Man trägt beyde auf derselben Bahre fort. Die Bewohner des Palais Royal erkennen den Unglücklichen: es ist der öffentliche Schreiber *), welcher in der Bude hinter dem Café de la bourse im großen Hofe des Palais Royal wohnt. Die drehhundert Franken, welche er verspielt hat, sind sein einziges sauer erspartes Habe gewesen. Mit welchen Betrachtungen soll ich den Bericht über diesen Vorkall schließen? Das eben erzählte Ereigniß ist nicht das erste und wird nicht das letzte seyn. Trotz dem stehen die Mordschlünde, in welchen der Unglückliche seinen Untergang gefunden hat, fortwährend offen und verschlingen die Unvorsichtigen, welche sich dem Rande derselben nahen, unwiederbringlich. Wenn auch nicht immer der Tod, so wird tausendfaches Unglück, welches nicht zur Kenntniß des Publikums gelangt, durch diese Mördergruben über die Familien der mittlern und untern Klassen verbreitet. Vergebens läßt sich die öffentliche Stimme hören, vergebens spricht die fortgeschrittene Kultur des Zeitalters, die Regierung glaubt die Einkünfte der öffentlichen Spielhäuser nicht entbehren zu können. So dauert eine Einrichtung fort, welche verderblicher auf die Moralität des Volks wirkt, als selbst die öffentlichen Freudenhäuser. Den Besuch dieser beschränken die physische Natur und der Ekel, den alle Vergnügungen gewähren, so bald ihr Genuß ohne große Mühe und Anstrengung erreicht werden kann; der Hang zum Spiele wird durch die, den Menschen mehr oder minder angeborne Habsucht stets lebendig erhalten und ist unersättlich. Um den Sklavenhandel auszurotten, haben die europäischen Regierungen die menschenfreundlichsten Maßregeln getroffen; dem Verderben des Spiels glaubt jede derselben genugsam gesteuert zu haben, wenn sie die Existenz desselben in ihrem eigenen Lande unmöglich macht. Welche Inkonsequenz!

(Die Fortsetzung folgt.)

*) *Ecrivain public*, oder schlechtweg *écrivain*, nennt man hier die Leute, welche sich an gangbaren Gegenden in kleinen hölzernen Buden einquartiert haben, und das selbst denjenigen, welche es verlangen, Briefe, Bittschriften, Rechnungen u. dgl. verfertigen. Einige unter ihnen befassen sich sogar mit Übersetzungen aus oder in fremde Sprachen.

M o d e n b i l d XXXII.

1. Hut von Gaze - Flore.
2. Capote von Bändern zusammengesetzt.
3. Häubchen von Gaze.
4. Basshut mit Blumen und Blonden.
5. Hut von Krepp mit Entoilagen garnirt und einer Feder geschmückt.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.



J. v. Ste. Del.

H. Weber, sc.

